

# Vor zwanzig Jahren

Autor(en): **Zopli, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **9 (1933-1934)**

Heft 23

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-710642>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Scheinwerferposten an der Grenze

Poste de projecteur à la frontière

Faktoren nicht zu. Ich lese im gleichen Bericht: « Der Bundesbeschluß vom 14. Juni 1911 betreffend Neubewaffnung der gewehrtragenden Truppen hatte bestimmt, daß die Durchführung der Neubewaffnung in Auszug und Landwehr in einem Zeitraum von höchstens 4½ Jahren, vom 1. Juni 1912 an gerechnet, stattzufinden habe.

Vor dem 1. August 1914 war die Infanterie der 1., 3. und 4. Division und während der Mobilmachung im August 1914 wurde noch die Infanterie der 2. und 6. Division umbewaffnet. Im Juni 1915 war die Umbewaffnung der Infanterie des Auszuges und im September 1916 die der Landwehrinfanterie vollendet. »

Nicht ohne Beklemmung im Herzen sah man diese schönen Bataillone voll Munterkeit zur Grenze verreisen, die einen mit ganz neuen Waffen, die sie noch nicht einmal kannten, die andern mit einer veralteten Waffe, in welche sie kein Vertrauen mehr haben konnten.

Und diese Bataillone hätten sich vielleicht schon bald ohne Patronen und die Batterien ohne Geschosse gesehen, denn der Bericht stellt fest:

« Die gesetzliche Munitionsdotation war bei Ausbruch des Krieges nicht vorhanden. »



Werktätige Hilfe im Dienste des Nächsten: Soldaten beim Heuen  
L'aide active au service du prochain: soldats pendant la fenaison

War diese mittelmäßig bewaffnete und ausgerüstete Armee wenigstens gut ausgebildet? General Wille schreibt:

« Sinn und Inhalt der *Militärorganisation von 1907, die sowieso nur das Minimum an kriegsgenügender Ausbildung sicherte*, waren nur ungenügend verwirklicht... *Der ungenügende Ausbildungsstand in Disziplin und Geächtstüchtigkeit war die Folge oberflächlicher Rekrutenschulen und Wiederholungskurse.* »

Ich lasse es bei diesen Zitaten bewenden. Sie machen einen Kommentar überflüssig.

Aber noch eine andere, vielleicht noch wichtigere Frage müssen wir uns stellen, bevor wir schließen.

Wie wäre es herausgekommen, wenn wir, wie Belgien, am 4. August morgens angegriffen worden wären?

Hier sind keine Zweifel möglich. Unsere Milizen waren kaum, und noch nicht einmal alle, auf den Mobilmachungsplätzen angekommen und der Armeestab war noch nicht gebildet. Unsere 4., 5. und 6. Division hätte nicht mobilisieren können. Die andere Hälfte der Armee hätte kaum etwas anderes tun können, als sich so gut als möglich kämpfend gegen Süden und Südwesten zurückzuziehen, Dreiviertel der Schweiz dem Eindringling überlassend. Der Rest wäre zu einem internationalen Schlachtfeld geworden.



In einem Armee-Lebensmittelmagazin  
Dans un magasin de denrées de l'armée

Welche Schlüsse sollen wir ziehen?

Zuallererst handelt es sich nicht darum, Steine zu werfen auf die Männer von 1914, die Führer und die Geführten. Sie haben ihr Bestes geleistet, aber sie hatten nicht, wie wir, die Lehren des großen Krieges vor ihren Augen.

Versuchen wir, ihre Qualitäten zu bewahren und ihre Fehler zu vermeiden! Bestreben wir uns, wenn ein Krieg uns in nächster Zukunft nötigt zu mobilisieren und an die Grenze zu marschieren, dies mit einer ebenso hohen Moral wie der ihrigen, aber mit einem bessern Stand der materiellen Vorbereitungen, zu tun.

Diesen bessern Stand haben wir trotz den bereits verwirklichten Fortschritten noch nicht in genügendem Grade erreicht. Unser eidgenössisches Militärdepartement macht alle Anstrengungen, um ihn zu erreichen durch eine schnellere Mobilisation, durch bessere Bewaffnung, durch vertiefte Ausbildung. An uns Schweizer Soldaten, den Veteranen von 1914 wie den Rekruten von 1934, ist es, das Militärdepartement mit allen unsern Kräften zu unterstützen in der Erfüllung dieser heiligen Pflicht gegenüber dem Vaterland. *Colonel Lecomte.*

## Vor zwanzig Jahren.

Ich lebte vor zwanzig Jahren in einer damals noch kleinen bernischen Landstadt an einem wunderschönen



Ein Beobachtungsposten

Un poste d'observation

See; der Horizont war nahe begrenzt durch den schönsten Alpenzug Europas. Der Sommer 1914 war für mich besonders bedeutungsvoll; ich stund damals im Studium und hatte den ganzen Juni über den Redaktor des einzigen täglich erscheinenden Blattes dieser kleinen Landstadt vertreten. Von jung auf erlebte ich die politischen Geschehnisse des Landes und Europas mit Bewußtsein. Seit den Marokko-Konflikten (1908, 1912) schien es mir, als ob die Spannung immer unerträglicher würde. Aber diese Spannung war eine rein politische und für das Schweizervolk eine Angelegenheit « weit unten in der Türkei », wie die Balkankriege 1913 gelegentlicher Gesprächsstoff an den Stammtischen. Die Jungen unter uns können sich heute keinen Begriff mehr machen von Geist und Stimmung und Leben der schweizerischen Vorkriegszeit. Will ich mich in diese Zeit im Geiste zurückversetzen, so ist es mir, als ob sie ein ewiger friedlicher und schöner Vorsommertag gewesen sei. Wohl stiegen im Westen, im Süden und auch im Norden gelegentlich dunkle Wetterwolken auf; wir freuten uns aber unseres Lebens, das keinen tragischen Hintergrund

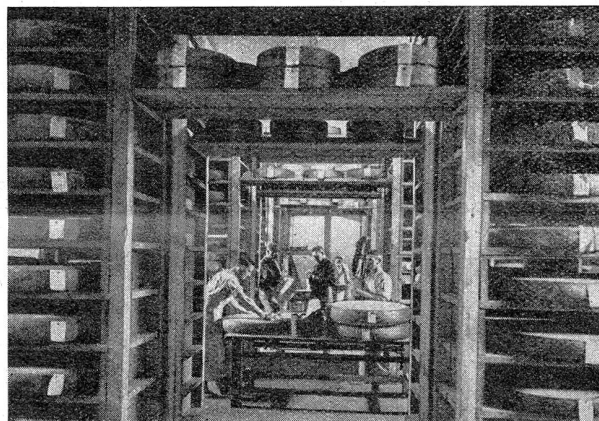


Eingeschnittene Winterquartiere

Quartiers d'hiver sous la neige

hatte und hörten gelehrte Vorträge über das Thema an: « Ist in Europa ein Krieg möglich? » Selbstverständlich bewies der gelehrte Vortragende unwiderleglich, daß bei dem gegenwärtigen Stand der europäischen Kultur und Zivilisation, bei den innigen weltwirtschaftlichen Verbindungen durch Handel und Verkehr ein solcher Krieg eine glatte Unmöglichkeit sei, verbohrt Zwangsidee von Leuten, die nicht modern denken können. Nirgends war diese Auffassung von der Unmöglichkeit des Krieges so fest verankert wie in den europäischen Kleinstaaten, und unter diesen kleinstaatlichen Völkern war das Schweizervolk dasjenige, das vom Schicksal Europas, wie es sich in den letzten Vorkriegsjahren abzuzeichnen begann, am wenigsten begriff. Wir hatten eben — im Sommer 1914 — eine glanzvolle Landesausstellung eröffnet; stolz schaute unser Volk auf die Arbeit des Friedens, auf den Wohlstand eines Jahrhunderts ungeahnter materieller Entwicklung.

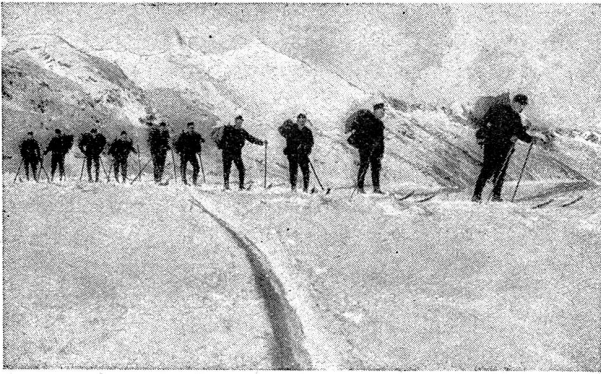
Am 28. Juni 1914, an einem der letzten Tage meiner Ferienredaktion, fand ich im Bündel der Depeschen, die die Agentur am Abend des Sonntags mir noch auf das Büro zustellte, die unscheinbare Mitteilung, daß der serbische Bosniak Princip den Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin in Sarajevo erschossen habe.



Ein Käsemagazin

Un magasin de fromage

Eine Meldung wie eine andere. Nachdenklich betrachtete ich sie und fügte mit dem Bleistift eine « Hand » hinzu und die Bemerkung « fett ». Die Entrüstung über den Mörder war groß bei allen guten Bürgern; man las im « Simplicissimus » mit Behagen von den serbischen Hammeldieben. Aber im übrigen ging das Leben in unserer kleinen Stadt weiter, die Tage vergingen, die Ferienzüge brachten viele fremde Menschen an den See und ins Gebirge. Der Juli 1914 war ein launischer Geselle mit viel Regen. Von Mitte des Monats an wurden die Schlagzeilen in den Zeitungen fetter und zahlreicher. Die österreichisch-ungarische Regierung stellte an Serbien ein Ultimatum, dessen Annahme für einen souveränen Staat eine Unmöglichkeit bedeutete. Nun begannen auch in unserm Lande die Pessimisten zu raunen und gegen Ende des Monats Juli hin jagten sich die alarmierenden Gerüchte. Noch wurden alle demütiert, mit harten Worten wurde vom Geschwätz der Unverantwortlichen gesprochen, die von einem Kriege reden. Die Landesausstellung in Bern war von Besuchern überfüllt, Feste über Feste im ganzen Lande. Das Ultimatum Oesterreich-Ungarns wurde beantwortet; bis auf einen unwesentlichen Punkt nahm die serbische Regierung alle Bedingungen und Forderungen der Wiener Regierung an; ein glatter Sieg der österreichisch-ungarischen Di-



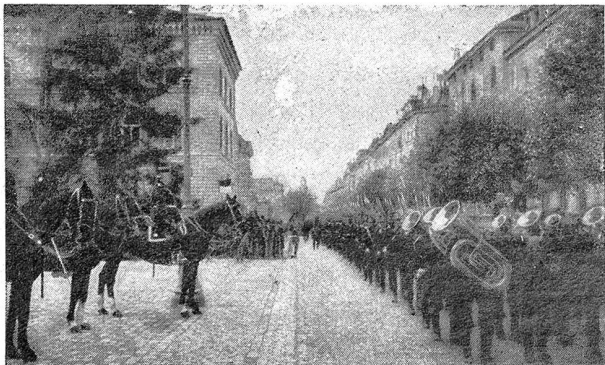
Proviantkolonne auf Skiern

Colonne de ravitaillement sur skis

plomatie auf der ganzen Linie! Das Unerwartete wurde aber Ereignis; die schwarzen Wolken zogen sich trotzdem zusammen; die Habsburger Diplomatie wollte den Krieg mit Serbien und erklärte ihm denn auch einen Monat nach der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Frau Gemahlin. Aber noch am 29. Juli lasen wir in unserm bernischen Landstädtchen einen dringenden und beschwörenden Appell des Hoteliervereins des Berner Oberlandes an Fremde und Einheimische, doch ja sich nicht von einer Panik hinreißen zu lassen, von einem allgemeinen Kriege in Europa könne keine Rede sein; ein solcher sei vollständig ausgeschlossen. Aber die fremden Gäste trauten dem Landfrieden nicht mehr; leer waren die Züge, die zu See und Gebirge fuhren und vollbesetzt diejenigen, die die Gäste außer Landes führten. Am 29. Juli 1914 erfolgte die Kriegserklärung Rußlands an Oesterreich-Ungarn, die von allen Einsichtigen erwartet wurde, am 30. Juli abends die Pikettstellung der schweizerischen Armee.

Es war an einem Samstag, am Spätnachmittag, da machte ich mit meiner Mutter einen nachdenklichen Spaziergang um die Stadt. Es lag ein ungeheurer, beengender Druck über der Landschaft und über den Menschen, und als wir wieder in die Stadt zurückkamen, wußte ich ganz bestimmt, was ich erfahren sollte: vor der Anschlagestelle des einzigen Tageblattes der Stadt stand eine Schar stiller Menschen, die eine kurze Depesche las: Mobilmachung der Armee.

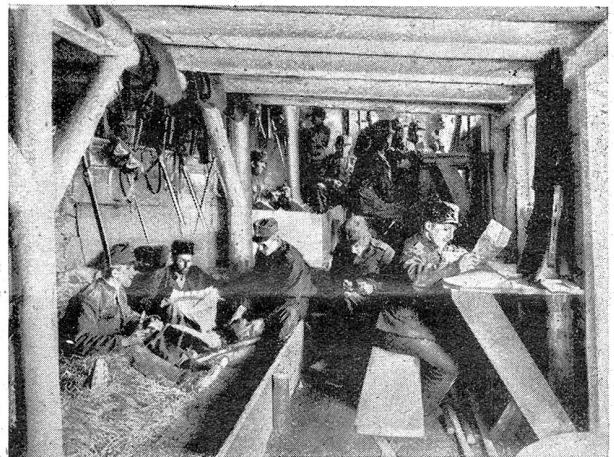
Es war der 1. August des Jahres 1914, ein schöner Tag voll Glanz und Sonne, der erste schöne Tag nach vielen regnerischen Wochen. An diesem Tage ging das glückliche Europa des XIX. Jahrhunderts (denn bis zu diesem Datum reichte es) zu Ende. An diesem 1. August 1914 sind die apokalyptischen Reiter durch Europa gerast und sie reiten noch heute durch dieses Europa! Mit



Defilee einer Waadtländer Brigade vor General Wille in Bern  
Défilé d'une brigade vaudoise devant le Général Wille à Berne.

diesem 1. August 1914 hat ein neues Zeitalter begonnen; niemand erkennt dies besser als diejenigen, deren Jugend vorzeitig durch dieses gewaltige Unglück des Krieges abgeschlossen wurde.

Ich ging mit meiner Mutter heim und wir sprachen nicht mehr viele Worte. Der Tag des Einrückens war für mich der Montag; so ging ich denn zum nächsten Schneider und ließ mir den zu schneidigen und zu gut sitzenden Waffenrock etwas weiter machen. Meine Mutter mußte voraussichtlich ihre beiden Söhne ins Feld ziehen lassen. Sie war ernst, aber nicht traurig; doch hörte ich sie in der Nacht weinen, als sie meinte, sie sei ganz allein. Der Sturm auf die Lebensmittelgeschäfte begann und alle die häßlichen Szenen entfesselten Eigennutzes erlebten wir auch in unserer kleinen Landstadt. Der Krämergeist des bürgerlichen Zeitalters feierte Triumphe. Die Banken wurden gestürzt; viele, gar viele Mitbürger und Mitbürgerinnen «deckten sich ein» (damals kam dieser schöne Ausdruck auf) mit allem, was sie sich verschaffen konnten, an den ärmern Bruder und an die ärmere Schwester dachten sie nicht. So waren



In einer Soldatenbaracke

Dans une baraque de soldats

wir Jungen denn froh, bald loszukommen von dieser jämmerlichen Bürgerlichkeit und sehnten uns in diesen letzten Stunden der Vorkriegszeit nach der Kameradschaftlichkeit und der Freiheit des Heeresdienstes. Am Sonntagmorgen trafen wir uns fast alle, die wir miteinander zur Schule gegangen waren, in der Kirche. Unterdessen war der Landsturm unserer Gegend bereits eingerückt. Gewichtige Bürger in «gehobener» Stellung sah man Strohbürden in Tanzsäle schleppen, zum Entsetzen ihrer Gattinnen, die in Villen und Landhäusern ob dieser Unbegreiflichkeit wehklagten. Man sah Doktoren der Philosophie, Schulmeister aller Grade, Advokaten, mit großen Kesseln Suppe durch die Straßen wandeln, in zu engen Waffenröcken und sehr schwitzend. Gemurrt wurde von der Frauenwelt, warum denn jetzt zuerst der Landsturm einrücken müsse, die Gatten und die Väter aus Büro und Geschäft hinweg, während die Jungen noch herumstunden und über diese etwas außer Form geratene Soldateska schlechte Witze machten. Aber nun kam auch schon das erste Landwehrbataillon draußen auf dem Waffenplatze an; die Bauern brachten Pferde; die große Mobilmachung wurde zur Tatsache.

Ich hätte in diesem Jahre 1914 meinen vierten Wiederholungskurs machen sollen, ich war also schon, nach Vorkriegsauffassung, ein erfahrener Soldat. Als Korporal in einem Emmentaler Gebirgsbataillon mußte ich in



Unsere oberste Heeresleitung während der Manöver  
Notre direction supérieure de l'armée pendant les manœuvres

Langnau einrücken. Am Montagmorgen nahm ich von meiner Mutter Abschied, um sie niemals wiederzusehen. Es war noch dämmrig, als ich dem heute verschwundenen alten Bahnhof unseres Städtchens zuschritt. Von allen Seiten her kamen Infanteristen, Artilleristen und Kavalleristen, auf Bernerwägeln fuhren ganze Korporalschaften zum Bahnhof, man drückte sich die Hände und der Geist der Kameradschaft begann uns alle wiederum einzuhüllen. Niemand wußte ja, was die nächste Zeit bringe; wir ließen die Unsrigen in Unsicherheit und Sorge zurück, und doch: inmitten der Kameraden begann der harte Ring sich zu lockern, der in diesen schicksalsschweren Tagen Kopf und Herz umklammert hielt. Man hatte wieder für das Leben einen Mittelpunkt und einen Inhalt gefunden, die Kameradschaft der Armee. Wir waren alle Ausziger und die meisten hatten noch Spezialabschied zu nehmen. Trotz der frühen Morgenstunde, ich glaube, es war noch nicht halb sechs Uhr, hatten sich die erwarteten angenehmen « Figuren » — um mit Gottfried Keller zu sprechen — beim Bahnhof und seiner nächsten Umgebung eingefunden, und da man rechtzeitig von zu Hause weggegangen war, so fand sich auch Zeit zu einem längeren und intensiven Abschiednehmen, Gewehr im Arm und Sack auf dem Rücken. Mit uns verreiste auch ein Detachement Landsturm (Soldaten der Saumkolonne) nach der emmentalischen Metropole; ein gar stattlicher Kanonier in der zweiten Hälfte der 40er Jahre (damals sah der Landsturm viel stattlicher aus, als dies heute der Fall ist, wo wir ja alle noch schlanke, feldtüchtige Soldaten sind, meist glatt



Unsere erste Handgranate (Stielgranate)  
Notre première grenade à main (grenade à manche)

rasiert und zu jedem Tun entflammt), mit würdigem Bart und noch würdigerem Bauch nahm einen gar herzlichen und dramatischen Abschied von seiner angetrauten Gattin und einem Teil seiner Kinderschar. Sie weinte die hellen Tränen und hing am Halse ihres Ehegemahls, er aber sprach: « Tue du nume der Lade zue, jetz geit ja nüt meh, zahl niemmerem meh öppis, du wirsch ja o nid zahlt u mi gsch allwäg nie meh! » « Oh, säg das nid, Fritz! » — und nun fingen auch die Kinder an zu heulen und unserm Helden liefen die Tränen in den martialischen Bart. Es galt jetzt einzusteigen und zugleich jede kleinstädtische Scheu abzulegen: man küßte sein Mädchen auf den roten Mund und es winkte noch lange, als der Zug sich in Bewegung setzte. Ich sehe diese Mädchenschar noch heute, als ob dieser Abschied erst gestern vor sich gegangen wäre: « sie » trugen damals große Hüte, mit Bändern und Blumen geschmückt und weite, erfreulicherweise schon einigermaßen fußfreie Röcke. Nun war der Bann der letzten Tage von uns allen schon genommen; altvertraute Lieder vom Knaben, der da gezogen kam und von der Lust, die er hat, erfüllten den Wagen. Auf allen Stationen stießen neue Kameraden zu uns, Gerüchte durchflogen die Abteile, bekannte Spaßmacher traten in Aktion.

Langnau wimmelte von Soldaten, als wir dort einrückten. Das Wetter war wieder trübe geworden und leicht regnerisch, als wir auf dem Sammelplatze ankamen. Zahlreich waren auch hier die Bernerwägeln, besetzt mit Füsiliern. Still und einsilbig standen die Emmentaler bei ihrem « Müetti », wie sie die Frau dort zu Lande nennen. Sie gaben noch einige Anweisungen für Haus und Stall und Feld, sahen gleichmütig auf das blaue Gewimmel um sie herum und rauchten die Pfeife oder sogen an einem Stumpfen. Die Offiziere erschienen und waren sehr freundlich. Der Herr Kompaniekommandant war laut und gesprächig. Ueberall hatte man Bekannte zu begrüßen und Hände zu schütteln. Die Mobilmachungsarbeiten wurden merkwürdigerweise in sehr gemäßigtem Tempo vorgenommen. Es gab viel herumzustehen, die Zeitungen wurden eifrig gelesen. Und am Abend des ersten Mobilmachungstages traf man sich in den beiden Küchlistuben und in den weiten und großen Wirtshäusern des Dorfes. Dort sah ich denn auch den stattlichen Landsturmkanonier wieder, der am Morgen so innig Abschied genommen hatte von Frau und Kindern; jetzt trug er die Quartiermütze wie ein alter Troupiere auf dem rechten Ohr und in der linken Mundecke baumelte die Brissago; mit dem rechten Arm aber umspannte er die wohlgerundete Hüfte der freundlichen Hebe und sprach zu ihr: « Bring Fläschewi, u das vom Beste, mir si aber ledig u gesund u jung u fahre morn is Tessin i Chrieg u jetz weimer luschtig si. » Und er begann zu singen: « Soldatenleben, und das heißt lustig sein. »

Die erste Nacht auf dem Stroh war lärmvoll und nicht sehr erquickend. Am frühen Morgen schon, als wir noch beschäftigungslos herumstanden, « schlauchte » ein junger Kavallerieleutnant seine braven Dragoner und ich erkannte in ihm einen ehemaligen Mitschüler, der sich in der Schule als kaum mittelmäßig begabt erwiesen hatte. Wir kommentierten diesen kavalleristischen Fußexerzierbetrieb mehr oder weniger sarkastisch, aber ziemlich unbekümmert, worauf der Herr Leutnant den Schauplatz der Tätigkeit mit seiner Kriegerschar aus unserer Nähe wegverlegte.

Es regnete immer wieder von Zeit zu Zeit und wir stunden oft und lange unter den breiten Dächern der

Emmentaler Häuser. Wille ist General geworden, so vernahmen wir nun; viele hätten Sprecher lieber gehabt. Oberst Egli ist Kommandant der Gebirgsbrigade geworden, so hieß es. In den Zeitungen lasen wir bereits einen Tagesbefehl an die Armee, wir aber mußten die Bajonette abgeben zum Schleifen. Mit Mühe und Not wurde eine Menge scharfer Patronen in Patronentaschen und Tornister untergebracht, Schanzwerkzeug, Zelt, Decke, Pflöcke und Häringe wurden gefaßt, es wurde geschnauzt, laut gerufen und hin und her marschiert, manchmal zweckvoll, manchmal zwecklos. Der Herr Feldprediger zeigte sich bei uns und die Kompanien sammelten sich zum Marsch auf die Wiese beim Zeughaus, wo Nationalrat J. J. Schär den Eid abnehmen sollte. Es hatte aufgehört zu regnen, als die Kompanien aufmarschierten. Die Kompaniekommandanten saßen vor ihren Leuten hoch zu Roß, der Vertreter des Bundesrates, eben Nationalrat Schär, sprach die Worte des Eides vor und wir alle hoben die Hand zum Schwur: dem Vaterlande und der Fahne die Treue zu halten und Leib und Blut einzusetzen als brave Soldaten. Wie mancher hat diesen Eid damals geschworen, der nach vier Jahren nicht mehr mit uns nach Hause zurückkehrte. Bei dieser Eidesleistung spürten wir alle den ewigen Geist des Vaterlandes um uns wehen, die Eidverbundenheit mit unsern Volksgenossen und mit den vergangenen Geschlechtern, die den Bund erkämpft hatten in blutigen Schlachten. Nie griff der Fahnenmarsch uns mehr ans Herz, als an diesem 4. August 1914, seine monotone Melodie begleitete das Banner der Nation, als es an uns vorübergetragen wurde. Am Einrückungstage hatte man nach Kranken gefragt in unserer Kompanie; kein einziger wollte sich in dieser Stunde vom Dienst für das Vaterland befreien. Zum ersten Male in unserm Leben waren wir ganz erfüllt von dem Bewußtsein der Ehre des Wehrdienstes. Wir trugen unsere Waffenröcke als Felddienstgewand, als Ehrenkleid.

Als wir aber in Marschkolonnen den Sammelplatz verließen, da rief der Kompaniekommandant verzweifelt nach seiner Pferdeordonnanz, denn er fing an, auf seinem geduldigen Streitroß zu rutschen (nach links natürlich, denn er war noch sozialdemokratischer Parteigenosse). Die nachlässige Ordonnanz hatte vergessen zu gurten, und ein schallendes Gelächter ging durch die Kompanie. Es war ein Gelächter des Frohsinns unter Kameraden, denn der Hauptmann war nicht unbeliebt und erwies sich während des Aktivdienstes als guter Führer und guter Kamerad.

Fern war nun das friedliche Bürgerleben in eine Vergangenheit versunken, Heimat war schon der Zug und die Gruppe und wir fuhren nach unserm nächsten Bestimmungsort, nach Brig im Oberwallis, durch unsere Heimat, als wie durch ein Land, das uns wohl bekannt, aber nicht mehr ganz vertraut war. Der Geist der Armee und der Zugehörigkeit zur Einheit, der Korpsgeist, hatte uns schon umfaßt und die wehmutsvolle Sehnsucht nach der Heimat wachte nur mehr ganz leise auf, als wir in Brig am Abend dieses Tages vor dem Stockalperpalast ein paar Simmentaler hörten, wie sie nach ihrer etwas traurigen und getragenen Art jodelten.

So begann für mich die Grenzbesetzung, für mich und andere eine Zeit gewaltigster Eindrücke. Mit diesem Mobilmachungstag riß für mich und für andere ein normaler Entwicklungsgang des menschlichen Geschicks ab; das Unberechenbare, das Schicksalshafte wurde bestimmend für das ganze Leben, von da an bis heute, für uns alle einzelne einfache Soldaten des schweizerischen

Auszuges von 1914, wie für unser ganzes Volk, dessen neue Geschichte vor zwanzig Jahren ihren Anfang nahm.  
Wm. Hans Zoppi.

## Bundesfeiertagen eines Soldaten

Zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem ich mit 300,000 andern Wehrmännern unserer Milizarmee zum Schutze der Heimat unter die Fahne gerufen wurde. Noch stehen jene schweren, ernsten Tage klar und deutlich vor meinem Gedächtnis, und sie werden darin unauslöschlich eingegraben bleiben.

Wir alle waren uns des ungeheuren Ernstes der Situation bewußt, weil wir die gefährliche Lage unseres Ländchens mitten zwischen mächtigen, waffenstarrten Nachbarn drin kannten, die nun ihre grausame Kriegsmaschinerie angekurbelt hatten.

Wie wuchtige Hammerschläge sausten die vom Bataillonskommandanten verlesenen Kriegsartikel der schweizerischen Armee auf jeden einzelnen des Bataillons nieder, jene vorbildlich knappen und doch so unerhört eindringlichen Sätze des Dienstreglementes, die von Soldatenpflichten reden, die bis zum Tode zu erfüllen sind, von unbedingtem Gehorsam, von Tapferkeit und Pflichttreue, von strenger Bestrafung der Nachlässigkeit und des Ungehorsams und von schändlichem Tod für Feigheit, Verräterei und Meuterei vor dem Feinde. Keiner, der oben beim Heiligbergsschulhaus in Winterthur nach den kurzen, markigen Worten von Nationalrat Sträuli mit erhobenen drei Fingern der Fahne die Treue geschworen und damit seinen Leib und sein Leben mit dem Schicksal seiner Familie dem Lande bedingungslos zur Verfügung gestellt hat, wird diesen erschütternden Augenblick je vergessen können.

Zweiundzwanzig Monate Grenzdienst in fünf verschiedenen Ablösungen bilden das bescheidene Opfer, das ich im Weltkrieg der Heimat dargebracht habe. Ich habe es nie bereut. Es hat mich zusammengeführt mit Volksgenossen aller Landesteile und mich mitten hineintreten lassen in unser von der Vorsehung so glücklich bedachtes Schweizervolk in seiner bunten Vielgestaltigkeit, hat mir Gelegenheit geboten, seine Vorzüge und Mängel kennenzulernen. Als « Kompaniemutter » hatte ich in den ersten 7½ Monaten des Grenzdienstes allen Anlaß, für 200 Soldaten zu sorgen, das Offizierskorps in seiner erzieherischen Arbeit zu unterstützen, die geistigen und materiellen Nöte der Untergebenen kennenzulernen und das meinige beizutragen zur Behebung derselben. Wenn General Wille in seinem Bericht an die Bundesversammlung irgendwo festgestellt hat, daß im aktiven Dienst Kompaniekommandant und Feldweibel die schwersten Aufgaben zu erfüllen hatten, so möchte ich in Bestätigung dieses Urteils, soweit dies den letztern Grad anbelangt, ergänzend gestehen, daß diese Aufgabe auch die freudvollste war. Eine Kompanie von 214 strammen, jungen Eidgenossen durch dienstliches und psychologisches Verständnis, durch umsichtige Verteilung von Straffheit und Nachgiebigkeit, von unnachsichtlicher Strenge und fürsorglicher Güte an sich zu fesseln und sie auch in schwierigen Lagen fest in der Hand zu halten, das ist wohl die schönste Aufgabe, die sich einem militärischen Vorgesetzten bieten kann.

Viele unvergeßlich schöne Stunden im Kreise lieber Kameraden, pflichttreuer Arbeit unter vernünftigen Vorgesetzten waren uns im langen Grenzdienst beschieden. Auch schwere, bittere Stunden sind nicht ausgeblieben und haben mitgeholfen an der Schaffung werdender Persönlichkeiten. Wie bitter waren die Schritte, die mich,